

**Zeitschrift:** St. Galler Jahresmappe  
**Band:** 36 (1933)  
  
**Artikel:** Die Feuersbrunst  
**Autor:** Kobler, Bernhard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-948229>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Feuersbrunst.

Eine Rheintalergeschichte von Dr. Bernhard Kobler.

**D**ob dem üppigen Obstgarten, in dem das habliche Bauern-  
dorf lag, stand vor Jahren die landbekannte Wirtschaft  
und Mehlgerei zum „Roten Haus“. Es war dies ein  
großer, uralter, überpflasterter Riegelbau mit weinrotem An-  
strich, der im Volksmunde kurzweg das „Röteli“ hieß. Seit dem  
Tode seines Vaters führte Simon Heeli darin einen vorzüg-  
lichen Landgasthof, dem ein großer Mehlgereibetrieb angeschlossen  
war. Simon hatte ein gutes Geschäft. Er reiste zu Fuß oder mit  
dem Rüttelchen landauf, landab, um Mastochsen, fette Rinder  
und Kühe zusammenzufahren. Er bediente nicht nur verschiedene  
Stadtmeßger mit Fleischlieferungen, sondern sandte allwöchent-  
lich mehrere große Fleischkörbe mit Alerenstücken an eine Groß-  
mehlgerei nach Paris, was früher für viele unserer Meßger eine  
gute Sinnaßmequelle bedeutete. Daneben führte Simon einen  
vielfbesuchten Mehlgereiladen und zudem versorgte er das Land  
ringsum mit Pantli und Landjägern, die keiner so gut machte  
wie er. Den Simönl kannte ein jeder im Rheintal, und über-  
ennen auch; denn er war nicht nur ein Käufer, der viel handelte  
und schnell und bar zahlte, sondern er galt, wo er hinkam, als  
lustiger Gesellschafter mit Witz und Humor, der keinem etwas  
schuldig blieb. Der von Fett und Lebensfreude strohende Mann  
war kaum 35 Jahre alt. Aus seinem rotwangigen Vollmond-  
gesicht heraus lachten ewig lustige, kleine Schweinsäuglein. Wer  
Simon aber näher kannte, der wußte genau, daß er trotz seiner  
Gutmütigkeit und seines immer fröhlichen Benehmens innerlich  
ein ernster Mann war, der oft darunter litt, daß er trotz seiner  
guten wirtschaftlichen Stellung und seines schönen Vermögens  
einfach nicht zu einer Frau kommen konnte, die ihm paßte und  
gefiel. Wohl zählte ihm sein Freund, der Gemeindammann,  
jeden Sonntag nach dem Kaffeesaß mindestens ein Duzend tüch-  
tige und habliche Bürgerstöchter mit allen erdenkbaren Tugen-  
den auf. Aber Simon konnte sich für keine entschließen. Er besaß  
drei hübsche Radentöchter, fleißige, wackere Mädchen, die keine  
Arbeit und nichts scheuten, um bei ihm wohlzu sein. Aber  
weder das lustige Anneli, ein gemögiges schwarzes Bummerlein  
aus dem Fürstentum Liechtenstein, noch das rotwangige Bärbeli  
mit den dicken strohblonden Zöpfen konnten sein steinhartes Herz  
erweichen, trotzdem sie nun schon bald drei Jahre bei ihm dienten.  
Die ernste dunkle Eva mit dem Muttergottesgesicht gab nicht  
nur Simon, sondern überhaupt manchem jungen Manne zu  
denken. Simon war mit sich innerlich völlig im klaren, daß er  
eigentlich alle drei gern hatte. Alle drei konnte er doch nicht  
heiraten, und eine von den dreien ging auch nicht, sonst hätte er  
die beiden andern zu Tode erzürnt, und das konnte und wollte  
er nicht auf dem Gewissen haben. Die Eva war die einzige, die  
den Pfeffer schmeckte. Als sie ihren Meister eines Abends er-  
wischte, wie er das Anneli auf der Kellerstiege in die Wange  
kniff, da ging der Schmalzhafen endgültig in Trümmer. Sie lief  
aus ihrer Stellung schon am nächsten Morgen fort und ver-  
schimpfte den Simönl im ganzen Dorfe, sogar beim Pfarrer  
und beim Gemeindammann, daß es eine Zeitlang schauerhaft  
tönte und daß die Bauern den Glauben bekamen, das „Röteli“  
sei das reinste Sodom und Gomorra.

Alles kam Simon wieder zu Ohren. Sein Freund, der Am-  
mann, sagte ihm gräßlich wüß, und die Bauern foppten und  
hänselten ihn, wo sich Gelegenheit bot. Obwohl die ganze Sache  
harmlos war, ärgerte sich Simon innerlich schwer. Er schwur  
der lasterhaften Gesellschaft Rache. Entweder, plante er, sein  
Geschäft zu verkaufen und fortzuziehen oder aber sofort eine

Fremde zu heiraten, eine, um die ihn das ganze Dorf beneiden  
sollte. Das ging aber nicht so leicht. Wer wollte ihm seinen alten  
Haufen abkaufen und wo, um Gottes willen, sollte er die Frau  
hernehmen, die ihm paßte! Als das beschäftigte Simon schwer,  
und er wurde von Tag zu Tag maßleidiger. Als Ersatz für Eva  
stellte er eine Radentochter aus dem Bernbiet ein, ein Mädchen  
mit guten Zeugnissen, das sich auf ein Inserat in der Meßger-  
zeitung hin gemeldet hatte. Sie gab an, sie sei in der Buchhal-  
tung tüchtig, was Simon besonders paßte, da seine gesamte  
Bücherschaft nach eigener Ansicht am ehesten dem Durcheinander  
eines Schwartenmagens glich.

Die neue Radentochter erschien ganz unvermerkt und unan-  
gemeldet am Sonntagmittag, als Simon allein im Schreibzimmer  
saß und einem seiner Bekannten mit Mühe einen Brief zu schreiben  
versuchte, der schon mehr als ein Jahr fällig war. Während  
Simon mit seiner Feder haderte, klopfte es, die Türe ging auf,  
ein ungewöhnlich großes Fräulein trat ein und stellte sich ihm  
als neue Radentochter vor. Dem geübten Blick Simons fiel das  
eigenartige Wesen des Mädchens sofort auf. Das Ebenmaß  
ihres Körpers, ihr rostrotes dichtes Haar und die dazu wunder-  
bar passenden tiefblauen Augen verliehen dem groß gewachsenen  
Mädchen, trotzdem es an sich gar nicht besonders hübsch war,  
einen ganz eigenartigen Reiz. Da Susi, so hieß die Bernerin,  
mit Simon handelsmäßig wurde, stellte er sie sofort ein. Er bat  
sie, namentlich ihr Augenmerk auf seine verlotterte Geschäfts-  
buchhaltung zu werfen und alles andere vorderhand als neben-  
sächlich zu betrachten, was ihm das Mädchen auch versprach.  
Susi packte ihre Aufgabe schon am folgenden Morgen gut an.

Die Meßgerburschen und die beiden Radentöchter erslauten  
nicht wenig, als das große Mädchen mit dem roten Haar und  
den blauen Augen sich vorstellte, um mit ihnen im Dienste Simons  
künftig Freud und Leid zu teilen. Es fiel allen sofort auf, mit  
welcher Ruhe und Sicherheit sie alles angriff.

Simon selbst erklärte sich von ihrer Arbeit hochbefriedigt, als  
sie Tag für Tag hinter den Geschäftsbüchern saß und mit wochen-  
langer Mühe und Unverdroßtheit das seit Jahren bestehende  
Durcheinander in Ordnung brachte. Sie schloß die alte Buch-  
haltung ab, legte eine neue an und rechnete mit den beiden  
Häute- und Fellhändlern nach Jahren zum erstenmal endgültig  
ab. Simon drückte sich von der unangenehmen Sache, wo er  
nur konnte, trotzdem er Susi oftmals unbedingt über allerhand  
Auskunft geben mußte. Seit langem war es ihm nie mehr so  
wohl gewesen, und er hätte das tüchtige Mädchen am liebsten  
umarmt, als es ihm die endgültige Häute- und Fellabrechnung  
vorwies. Susi klärte ihn darüber auf, daß die beiden Fellhändler  
ihm gegen zehntausend Franken schuldeten, wovon er keine  
Ahnung hatte.

Die Achtung und das Zutrauen, das Simon seiner neuen  
Radentochter schenkte, regte die übrigen weiblichen Angestellten  
in hohem Maße auf. Mehr als je gaben sie sich alle Mühe ihr  
Bestes zu leisten. Sie überschütteten ihren Meister mit Zubor-  
kommenheiten, während Susi ihn rein geschäftlich und mit einer  
Ruhe und Kälte behandelte, die geradezu aufstieß. Simon bekam  
das Gefühl, daß sein großes Geschäft nun wohlgeordnet sei.  
Er ging vielmehr als früher fort und war innerlich auf seine  
Geschäftsleiterin Susi sogar stolz. Ja, fast bekam er das Gefühl,  
daß er das Mädchen liebe. Aber Simon wollte es sich selbst  
nicht geben, bis er mit seinem Freunde Zintan, mit dem er  
zusammen viel handelte, plötzlich einen fürchterlichen Krach be-  
kam. Zintan, der ledig war wie er, kehrte seit einiger Zeit auf-  
fallend viel bei ihm ein und jedesmal kaufte er in der Mehlgerei  
noch ein Pfund Aufschnitt, was früher nie der Fall war. Susi

lachte ihn immer freundlich an, was sie gegenüber Simon niemals tat. Fintan konnte dem Reize ihrer wunderbaren Augen kaum widerstehen, bis Simon eines Tages den Fuchs im Rohr witterte, der ihm die schönste Ente stehlen wollte. Am nächsten Markttage bekam Simon mit Fintan beim Jassen Streit. Er schmiß die Karten zusammen, warf ihm allerhand vor, was Fintan nicht paßte. „Alha,“ rief dieser in die volle Wirtschaft im Städtchen hinein, „dich drückt halt etwas anderes, ich weiß schon was! Gell Simon, schön Rot ist halt nicht wüst! Ich will es mir merken. Wir beide sind fertig miteinander!“ Fintan bezahlte und verließ wütend die Wirtschaft.

Simon tat, als habe er von allem nichts gehört, obwohl es in seinem Innern wie in einem Wurfkeßli kochte. Von da ab waren die beiden geschworene Feinde, und Fintan kam nie mehr ins „Röteli“.

Dieses und verschiedenes andere, besonders allerlei Dorfgeschwätz, das Simon zu Ohren kam, vor allem aber die ganz absichtliche Kälte, mit der ihn Susi behandelte, bewogen Simon, für einige Wochen ins Ausland zu verreisen. Er besaß in Südfrankreich eine alte Erbtante, die Schwester seines Vaters, die er unbedingt einmal besuchen mußte, da sie ihn dringend verlangte. In Paris wollte er bei seinem einstigen Meister vorsprechen und auch seinen Fleischkäufer, dem er ja viel lieferte, besuchen. Er legte Susi seinen Plan vor, bat sie, das Geschäft bis zu seiner Rückkehr in einigen Wochen gut zu führen, und wenn es etwas Ungerechnetes geben sollte, ja die alte Kommode in seinem Schlafzimmer nicht zu vergessen, die allerhand Wertschriften und Familiensachen berge. Am darauffolgenden Sonntag reiste Simon ab. Susi drückte ihm zum Abschied sogar die Hand und lachte ihm freundlich ins Gesicht, was ihm bisher noch nie vorgekommen war. Die beiden übrigen Töchter, das schwarze Anneli und das blonde Bärbeli, standen unter der Haustüre und weinten und schluchzten, als ob ihr Meister auf Nimmerwiedersehen in den Krieg ziehen müßte!

Simon war schon eine Woche fort. Im „Röteli“ ging alles wie am Schnürlein. Susi beherrschte ihre Untergebenen mit der ihr eigenen Ruhe. Die Metzgerburschen taten ihr zu Liebe, was sie konnten; die Mädchen gehorchten ihr so gut es ging, weil sie sie fürchteten.

Am zweiten Montag nach Simons Abreise war im Hauptort des Tales Augustsilbi, an der jeder, der gehen oder fahren konnte, unbedingt teilnehmen mußte, anders wäre es nicht gegangen. So kam es, daß an diesem Tage die Dörfer ringsum fast menschenleer waren und daß nur Frauen und Kinder, der Hund, die Hühner, das Vieh und die Schulden daheim blieben. Es war ein herrlicher sonniger Herbsttag. Robert, der Obermetzger, hatte frühmorgens die Rauchkammer mit Schinken gefüllt. Als sie im „Röteli“ fröhlich beim Mittagessen saßen, slog plötzlich die Türe auf, der Weggensepp trat ein und sagte hastig, er glaube, es brenne im Hause, das Feuer lällezum Dache heraus. Schnell rannten die Burschen und Mädchen auf die Straße. Das helle Feuer loderte aus dem Kamin, der Dachstuhl stand schon in Flammen. „Schnell Kübel und Wasser her!“ befahl Robert und rannte die Stiege hinauf. Die übrigen Burschen folgten ihm. Aber es war nichts mehr zu machen, denn von oben herab drang scheußlicher Rauch, es prasselte und knisterte schon fürchterlich. Die Mädchen und Mägde schrien laut. Susi aber sprang mit einer großen Fleischzaine in des Meisters Schlafzimmer hinauf, um die Kommode zu leeren. Aber sie fand den Schlüssel nicht. In einem Satz rannte sie ins Erdgeschloß hinab, holte ein Beil, sprengte die Schublade der großen Kommode auf und schüttete deren Inhalt, einen Haufen Wertschriften und

Familiensachen, in die geräumige Fleischzaine. Mit Anwendung aller Kraft konnte das große starke Mädchen die schwere Zaine noch zur Türe hinausreißen, als das Feuer schon vom Gang her in die Kammer eindrang. Susi zog die wertvolle Ladung die lange Holzstiege hinab. Es gelang ihr, sie ins Freie zu bringen und zu retten. Dann holte sie noch die Geschäftsbücher aus dem Laden und überließ das große Haus dem gefräßigen Feuer. Während die Burschen und Mädchen aus dem untersten Stockwerk noch allerhand, besonders Schinken und Wurstwaren retteten, fuhr Susi ihre Ladung mit der Küchenmagd vom Brandherd weg, den Berg hinauf. Im Au brannte das alte Riegelhaus an allen vier Ecken. Susi und die Mädchen saßen verzweifelt zu. „O Himmel! Mich dauert nur der Meister! Wenn der das wüßte!“ jammerte das Anneli. „Es ist ja alles versichert und die Wert Sachen sind gerettet,“ beruhigte sie Susi.

Endlich gingen die Kirchenglocken ringsum in den Dörfern zu stürmen an. Schrecklich ertönten im Lande oben und im Tale unten die Feuerhörner; aber Feuerwehr oder Spritzen kamen keine, aus dem einfachen Grunde, weil alles ringsum an der Augustsilbi etwa vier Stunden weit fort war. Schade! Denn die Dörfler galten in Feuerwehrsachen als die tüchtigsten weit und breit. Erst hatten sie eine neue Feuerspritze angeschafft. Außerdem besaßen sie den denkbar besten Spritzenkommandanten, nämlich den Dorfschlosser, für den es außer Feuerwehr und Feuerspritzen auf der Welt überhaupt nichts gab. Alles, was diesem Manne, einem großen Kerl mit schrecklichem schwarzen Bart und ewig ruhigem Gesicht, gefiel, war scharmant. Das Wetter, die Häuser, die Traubenbluest, die Rühle, die Hunde bezeichnete er als scharmant. Das Volk nannte ihn deshalb nur den Scharmantenschlosser oder abgekürzt den Scharmant. Er war gerade an der Bohrmaschine beschäftigt, als die vier Glocken des nahen Kirchturmes am hellen heiteren Nachmittage plötzlich zu stürmen begannen. Wie er zur Türe hinauschoß, sprengte schon der Anferwirt, der Feuerreiter, auf seiner uralten Schindmähre daher und schrie: „Fürio! S' „Röteli“ brennt!“

Der Scharmant sah hoch am Berg oben das fürchterlich zum Himmel lohende Feuer und den dichten Rauchqualm. Mit teuflischer Freude im Gesicht sprang er die steinerne Stiege hinauf, um seinen Helm mit dem blutroten Busch und den Schlüssel zum Spritzenhaus zu holen, aber die Haustüre war geschlossen. Schier riß er die Glocke herab, er piffte und rief. Kein Mensch gab oben Antwort. Natürlich war sein Weib, die Scharmantin, wieder einmal auf die Stör zum Schwagen gegangen. Der Scharmant, angeregt durch das Stürmen der Glocken und das schreckliche Lärmen der Feuerhörner ringsum, erlitt einen Wutanfall. Er versuchte die schwere Türe einzudrücken, aber sie gab nicht nach.

Da rannte der Dorfschmied daher und rief: „Bring doch endlich die Schlüssel zum Spritzenhaus! Schläfst du eigentlich, du altes Dromedar?“ Die beiden rissen dann die lange Leiter vom Nachbarhause weg, und so konnte der Scharmant in sein Schlafzimmer einsteigen. Endlich erschien er auf dem Dorfplatz, wo schon allerhand Volk, vornehmlich Weiber und Gosen, versammelt war. Er und der Schmied rissen die neue Spritze heraus, und die paar Mann, die da waren, setzten sich darauf. „Allen Tod und Teufel,“ brüllte der Scharmant, „wo ist der Herrenmüller mit seinen Rössern?“ „An der Augustsilbi!“ schrie das Volk, was beim Scharmant eine ganze Litanei von Flüchen auslöste. Jetzt galoppierte der Böbelmüller mit seinen beiden Kleppern daher. Er ritt auf dem „Solliath“, der einst das beste Pferd im ganzen Dorfe gewesen war und wie die Kugel aus dem Rohr ging. Jetzt zählte er bald dreißig Jahre und hatte den „Dampf“ in der Lunge. Blitzschnell waren die beiden Rösser an die Spritze

gespannt. „Abfahren,“ brüllte der Scharmant, und im Galopp sauste die Spritze mit der Mannschaft über den Dorfplatz der steilen Halde zu. Anfangs ging alles gut. An dem jähen Stich aber bekam der „Soliat“ plötzlich seinen Lungenhusten. Er fing zu pumpen und zu pusten an, fiel um und war tot. Das löste beim Scharmant ein Wutgeheul aus. Stier traten seine Augen aus ihren Höhlen hervor. „Ja, wenn der Teufel nicht will, so will er halt nicht,“ war seine Erklärung für den Hinschied des alten Kleppers. „Abfizen und stoßen!“ befahl der Spritzenkommandant. Aber zuerst mußte man das tote Pferd aus den Zugstricken herauschneiden und außerdem die gebrochene Deichsel zusammenbinden.

Bis die Dörfler endlich auf dem Brandplatz kamen, war der uralte Riegelbau längst zusammengestürzt, und das emsige Feuer fraß das morsche Holz gierig auf, wie der Wolf das Schaf. Dennoch ließ der Scharmant von der Spritze weg sofort eine Schlauchleitung zur nahen Feuerrose erstellen. Mit Donnerstimme kommandierte er: „Spritze Nummer zwei, Wasser!“ (Spritze Nummer eins war die alte, zu Hause gelassene!).

Mit Aufwendung aller Kräfte fing die Mannschaft zu pumpen an; aber es kam einfach kein Wasser, weil der Feuerwehler wohl einen Haufen Tang und Algen und ein Heer von Kröten und Molchen, aber fast kein Wasser barg. Da ließ der Feuerkommandant die großen Feuerhaken an die noch stehenden Ramine und Grundmauern des „Roten Hauses“ ansetzen, um alles niederzureißen, was irgendwie noch in die Höhe ragte.

Abends acht Uhr war das Fest vorbei. Vom einstigen „Röteli“ sah man nichts mehr als einen Haufen rauchender Trümmer, um den herum viel Volk stand und in die Glut hineinstarrte. Die Feuerwehr und die Spritzenmannschaft aber erlanken sich an den geretteten Würsten und Schinken. Auch war es noch möglich gewesen, ein Faß mit Wein dem Feuer zu entreißen, da der Keller ein Gewölbe besaß.

Susi hatte unterdessen die Zaine mit den Wertsachen schon längst ins Dorf hinabführen lassen. Sie bezog für sich und ihre Untergebenen bei Simons Ötiti im Gasthof zum „Goldenen Schlüssel“ Unterkunft. Der Wirt, ein freundlicher Mann, nahm sie alle wohlwollend auf. Es setzte im „Goldenen Schlüssel“ aber eine fürchterliche Nacht ab; denn alles, was von der Augustkibi heimkam, auch die Feuerwehr und die Spritzenmannschaft, kehrte im „Schlüssel“ ein, der deshalb bald einem Heergelage gleich. Der Scharmant'schlosser, der Feuerkommandant, der Held des Tages, führte das große Wort. Seine Donnerstimme ertönte bis zum Morgengrauen, bis er endlich stochheiser war.

Susi ließ die Zaine mit den Wertsachen am folgenden Tage aufs Rathaus bringen, wo sie der Ammann bis zur Rückkehr Simons verriegelte. Nach dem Mittagessen rief der Schlüsselwirt Susi zu sich in sein Schreibstüblein, er müsse etwas mit ihr reden. Er sagte ihr, er sei alt und gebrechlich und sinne schon längst, den Gasthof zum „Goldenen Schlüssel“ samt dem Mehgereigeschäft dem Simon abzutreten. Da es aber wohl noch drei Wochen gehen werde, bis Simon zurück sei und man dessen Geschäft nicht einfach eingehen und seine gute Kundschaft dem Schicksal überlassen könne, schlage er vor, Susi solle bis zu Simons Rückkehr das Mehgereigeschäft vom „Schlüssel“ auf dessen Rechnung führen. Sie könne es sofort übernehmen. Da im „Schlüssel“ aber schon zwei Burschen und zwei tüchtige Mädchen angestellt seien, könne man ja die weiblichen Angestellten des einstigen „Röteli“ sofort entlassen, selbstverständlich mit entsprechender Lohnentschädigung. Der Plan gefiel Susi. Sie besichtigte am Nachmittag alle Räume und fand sie in guter Ordnung. Am besten gefielen ihr die beiden Ladentöchter, die für ihren

Meister Simon wirklich ausgezeichnet paßten. Die eine schielte so stark, daß man sie im Dorfe allgemein den „Fünfländerblick“ hieß, und die andere, von Geburt aus sündenwüßt, wurde zum Spotte die „Schönheit“ genannt.

Susi entließ am folgenden Tage sämtliche „Damen“ des einstigen „Röteli“, das Anneli, das Bärbeli, so gut wie die Küchenmagd. Sie zahlte ihnen den Lohn für volle drei Monate aus. Als ihre beiden Kolleginnen, Anneli und Bärbeli, die vermeintlichen Lieblinge und allfälligen Bräute Simons, sich mit der Entlassung nicht abspeisen lassen wollten, erklärte ihnen Susi kurzweg, sie hätten im „Goldenen Schlüssel“ nichts zu suchen. Sie mögen sich dann beim Herrn Simon beschweren, wenn er zurück sei.

Es waren seit dem Brande schon drei Wochen verflossen. Susi waltete im „Goldenen Schlüssel“ mit Geschick ihres Amtes. Alles schätzte sie ihrer Tüchtigkeit wegen. Die Burschen und auch der „Fünfländerblick“ und die „Schönheit“ gaben sich Mühe, sie mit ihrer Arbeit zu befriedigen. Dem alten Schlüsselwirt gefiel das selbständige, tüchtige Mädchen über alle Maßen. „So, das ist Simonskis künftige Frau,“ sagte er täglich zum Ammann. „Das ist sie!“

Am einem Samstagabend beim Dunkeln langte Simon von seiner großen Reise mit dem Böstlein an. Er wollte vor dem Heimgehen seinem Ötiti im „Goldenen Schlüssel“ noch schnell die Grüße und Geschenke seiner Tante in Frankreich überbringen und sah zufällig in den mit Leuten gefüllten Mehgerladen hinein. Schier traf ihn der Schlag! Sein Bankbursche, der tüchtige Robert, hieb Fleisch aus. Die große Susi stand neben ihm und bediente mit des Schlüsselmeegers Mädchen die Kundschaft. „Aha! Ja so!“ knirschte Simon in sich hinein. „Jetzt hat der Robert die Susi geheiratet und den „Goldenen Schlüssel“ gekauft. Das Geld dazu gab ihnen der Zintan. So steht die Sache!“ Simon fing vor Herzklopfen zu zittern an. Er fühlte auf der Stirn kalten Schweiß und glaubte umsinken zu müssen.

„So, bist du auch wieder da,“ lachte ihn der Kirchenpfleger an; „komm Simon, wir trinken einen Schoppen.“ Simon folgte ihm wankend wie ein Träumender die Stiege hinauf. „Was hast du?“ fragte der Pfleger. „Bist du krank?“ Sie zogen sich beide in das Nebestüblein zurück. „Jesse, Herr Simon! Was haben Sie? Ist es Ihnen schlecht?“ jammerte die Kellnerin. Simon setzte sich an den Tisch in der Ecke und verlangte ein Glas Wasser. Der Schlüsselwirt kam. „Himmel! Simon, was ist mit dir? Soll ich den Doktor berichten? Nimm doch die Sache nicht so schwer. Es hat sicher so sein müssen. Es ist ja dein Glück!“

„Sein müssen!“ hauchte Simon vor sich hin. „Sein müssen! Nein, es hat nicht sein müssen. Du hättest den „Goldenen Schlüssel“ geradezu mir verkaufen können. Ich hätte dafür soviel wie jeder andere bezahlt, auf alle Fälle soviel wie mein Bursche Robert!“ Nun ging dem Schlüsselwirt ein Licht auf. „Ja, Simon,“ sagte er, „gell, du kommst geradewegs von der Post!“ „Jawohl, Ötiti! Grüße und Geschenke von der Tante wollte ich dir bringen.“

„Hör' Simon,“ fuhr der Schlüsselwirt weiter, „du weißt es natürlich nicht, daß es im „Röteli“ oben etwas gegeben hat. Etwas ganz Angefreutes! Reg' dich nicht auf! Am Tage der Augustkibi ist das ganze „Röteli“ infolge eines Raminbrandes rübis und stübis niedergebrannt.“ „Was?!“ schrie Simon, „das ‚Röteli‘ niedergebrannt?“ und schoß in die Höhe, als ob ihn ein Schuß getroffen hätte. „Ja, Simon, hör'! Susi hat dir alle Wertsachen aus der Kommode und alle Geschäftsbücher noch im allerletzten Augenblick retten können, als das Feuer schon in deiner Schlafkammer eindrang. Seit jenem Tag wohnt Susi mit deinen



In Nyon am Genfersee

Nach einem Aquarell von Dora F. Rittmeyer, St. Gallen

Farbendruck der Buchdruckerei Zollikofer & Co., St. Gallen

beiden Burſchen bei mir und führt die Mehrgerei auf deine Rechnung. Es geht alles ausgezeichnet. Du haſt viel Glück im Unglück gehabt. Seß dich und beruhige dich. Es ſteht alles gut!“

Simon konnte nicht mehr reden. Er wählte zu träumen. Aber der Pfleger und die Kellnerin bezeugten und beſchworen ſeines göttlichen Ausſagen. Als bald darauf ſein Freund, der Ammann, mit dem Oberlehrer in das Stüblein trat, freundlich auf Simon zuſchritt und lachend rief: „Simon! Du haſt ja immer geſagt, „den Seinen gibſt der Herr im Schlafe!“ und ihm die Hand drückte, kam Simon langſam wieder zu ſich. Und nun erzählten ihm ſeine Freunde und Bekannten alles, was vorgegangen war, bis auf das Kleinſte, wohl zehnmal: wie gut alles gekommen ſei, wie der alte Rötelihaufen ſo ſchön gebrannt habe und wie ſich der Schlüſſelwirt und das ganze Dorf auf Simon als künftigen Beſitzer des „Goldenen Schlüſſels“ freuen. Und eine Schlüſſelwirtin, eine Geſchäftsfrau, wie man ſie nicht beſſer wünſchen möchte, ſei ja auch ſchon da.

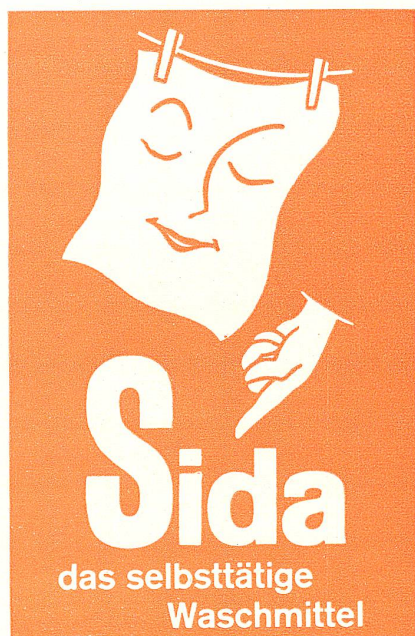
Als dann der Uhrzeiger auf halb neun Uhr ſtand, ging die Türe auf, und mit der Geldkaſſe unter dem Arm trat Suſi über die Schwelle. Als ſie Simon in der Ecke ſitzen ſah, ſtieß ſie einen Schrei aus und ließ die Kaſſe vor Schrecken fallen, ſo daß ganze Weigen Fünfliber und Zweifränker am Boden herumrollten. „So iſt's recht!“ rief der Pfleger. Suſi aber trat aus dem Zimmer; ſie ſchämte ſich ob des Vorfalles.

Simon erhob ſich, führte das verlegene Mädchen an der Hand in die Stube zurück und beſah ihr, ſich zu ihm zu ſetzen und mit ihm zu Nacht zu ſpeiſen. Suſi, die ſonſt ewig Ruhige, war aus der Rolle gefallen wie noch nie. Ihre glühend roten Wangen verrieten ihre heftige innerliche Erregung, die ſie kaum bemeiſtern konnte. Bald aber erholt ſie ſich, und die übrigen Anweſenden

waren verſtändig genug, um die beiden, die offenbar allerhand Wichtiges miteinander zu verhandeln hatten, nicht weiter zu ſtören. Sie begannen deshalb einen wahrſchaften Kreuzjaß. Suſi und Simon aber blieben bis gegen zehn Uhr; dann verlangte er von ihr, daß ſie mit ihm noch in das „Röteli“ hinaufbummle. Er möchte doch auch ſehen, was von ſeinem einſtigen Heim noch geblieben ſei. Suſi willigte ein, und die beiden zogen miteinander in die herrliche Sternennacht hinaus, die ſteile Bergſhalde hinauf. „Suſi!“ ſprach Simon auf einmal, „ohne Ihre Geiſtesgegenwart ſtünde ich heute als armer Mann da. Mit der großen Erbschaft meiner Tante in Frankreich iſt es nichts. Sie hat das ganze Vermögen verdummt und verloren, ich muß ſie ſogar noch unterſtützen. In den Wertpapieren in der Kommode lag der größte Teil meines Vermögens. Ich danke Ihnen tauſendmal für Ihren Mut und Ihre Tapferkeit. Wie ſoll ich Ihnen das lohnen?“ Suſi ſagte kein Wort.

Nach kurzer Zeit langten ſie oben an. Vor ihnen lag ein wirrer Trümmerhaufen, den der Mond beſchien und aus dem heraus das Grauen fürchterlich grinſte. Simon ſah lange zu. „Suſi, ich hab' jezt genug,“ ſagte er, „komm, wir ſetzen uns noch eine Weile in das Sommerhäuslein hinauf, wo man ſo ſchön in das Tal hinabſieht.“ Er nahm das Mädchen bei der Hand. Sie ließ ſich willig führen, und bald ſaßen die beiden in dem Sommerhäuslein.

Es war eine wundervolle Herſtnacht, ſtill und ruhig, daß man nirgends einen Laut hörte. Tief im Tale unten zog das Silberband des Rheins im Mondſchein dem großen Bodensee zu. Lange ſaßen die beiden da oben. Als es unten aber Mitternacht ſchlug und der Nachtwächter ſeinen Ruf ertönen ließ, ſchritten Suſi und Simon Arm in Arm den Gang hinab, dem ſtillen Dorfe zu, wo das Glück auf ſie wartete.



Auszug aus dem Untersuchungsbericht der schweizerischen Versuchsanstalt St. Gallen:

„Die chemische Analyse des Produktes Sida ist praktisch dieselbe wie die des Persils.“

**Preis des Sida-Paketes 60 Rappen**

**Kostenersparnis 50 Prozent**

Sida einheimisches Qualitäts-Erzeugnis der hiesigen Seifenfabrik

**SUTER, MOSER & CO. A.G. ST. GALLEN**